

(Nachdruck verboten).

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

XVII.

Von Tag zu Tage verschob es Bohrmann, die gute Gilde ernstlich nach der Herkunft des vielen Gelds zu fragen. Er hatte Angst vor ihrer Antwort; auch dachte er doch nicht immer an Kleider, an Geld und solche Neugierlichkeiten. Den Feltfled hatte Gilde übrigens mit Benzin herausgebracht. Wäre er nicht ein Dichter gewesen, er hätte dieses begabte, brave Weib gewiß nicht betrogen.

Auch an Mascha dachte er jetzt nicht immer. Es war zu viel für die Schule zu thun.

Nur vor dem Einschlafen überfiel ihn regelmäßig der Gedanke an ihre Küsse und versetzte ihn in die lebhafteste Unruhe. Oft mußte er aus dem Bette springen und in den Strümpfen auf und nieder gehen, um Herr dieser Gedanken zu bleiben.

Es war doch ein seltsames, schier unnatürliches Verhältnis. In der kurzen Zeit hatte er Mascha freilich lieben gelernt, heiß und innig und schrecklich und über das Grab hinaus; aber so wenig ernst, ja, so sichtlich sie auch in vielen Dingen zu sein schien, sie mußte ihn doch noch tiefer lieben, als er sie. Niemals hätte er das erste Wort zu sprechen gewagt. Sie war es, die das Siegel genommen hatte, von seiner Leidenschaft wie von seinen Lippen. Seine kaum geahnten Wünsche hatte sie erraten. Um seine Schüchternheit zu schonen, hatte sie ihre weibliche Scheu überwunden. Wie unerhört stark mußte ihre Liebe sein!

Und während er nun mitunter plötzlich erschraf, weil in der Schulstunde oder im Gespräch mit Siegfried auf einmal ein Zufallswort ihm die Vorstellung ihrer verbrecherischen Klüfte weckte, während er nach jeder solchen Erinnerung inniger und hoffnungsloser sich nach . . . nicht nach dem Besitz, o Gott . . . nach der beglückenden Ehe mit diesem Weibe sehnte, schien sie gar kein Verlangen nach einem häufigen Verkehr zu fühlen. Hingehend und ihm lebend, wenn er erst bei ihr war, ließ sie ihn ruhig gehen und ruhig kommen und dachte seiner vielleicht gar nicht, wenn er nicht zugegen war. Liebende senden einander doch kleine Erinnerungszeichen. Täglich hätte er ihr etwas zusenden mögen, sie aber besuchte ihn oder lud ihn ein, wenn sie irgend einen Wunsch hatte, und sonst nichts . . . nichts.

Einnmal, ein einziges Mal nur, begegnete er ihr, in einer entlegenen Straße, wo er sie nie vermutet hätte. Er erkannte sie von weitem, sie aber sah ihn nicht; als er grüßte, nickte sie ihm mit kindlicher Freundlichkeit zu, als ob er einer ihrer hundert Bekannten gewesen wäre, als ob sie sich gar nicht gesehnt, als ob sie sich ihrer Liebe nicht erinnert hätte. Erst als er erkannt stehen blieb, schien ihr die Liebe einzufallen, so heilküßig. Sie reichte ihm herzlich die Hand, bestellte ihn für morgen zu sich des Stücks wegen, auf vier . . . nein, auf sechs Uhr. Sie sah dankbar und Glück verheißend zu ihm auf. Heute habe sie keine Zeit.

Auch diese Stunde in ihrem Boudoir verlief wie die übrigen, nur daß Bohrmann nach dem Kusse und im Schmerz über die drohende Abreise weinend vor ihr niederstürzte und so lange unsinniges Zeug schwatzte, bis das Mädchen wieder an die Thür klopfte. Die gnädige Frau müsse sich für den Ausstellungsplatz anziehen.

Drei Tage nach diesem Abschied, zwei Tage vor Beginn seiner Ferien, reisten Joses ab.

Mit einem Sträußchen Tuberosen erschien Bohrmann auf dem Anhalter Bahnhofs. Der Assessor hatte seine Cousine einmal mit ihrer Vorliebe für Tuberosen geneckt.

Außer ihm waren noch vier Herren da, welche Mascha alle bereits ihre Tuberosen überreicht hatten. Bohrmann kannte nur den Assessor. Zwei von den anderen waren Leutenants, der dritte wurde ihm als ein Maler vorgestellt. Man plauderte, als ob Abschiednehmen nicht traurig wäre. Die Herren waren artig zu ihm. Er trug seinen gelb-grauen Anzug, der nicht mehr nach Benzin roch.

Mascha schwatzte und schwatzte, noch aus dem Waggon heraus. Die Herren standen mit lustigen Gesichtern nebeneinander da. Einer der Leutenants fragte, ob sie Parademarsch üben sollten. Mascha überblickte alle fünf, kniff die Augen ein, neigte die Lippen, und da der Zug sich eben in Bewegung setzte, warf sie ihnen zum Andenken einzelne Tuberosen zu. Jeder steckte eine ins Knopfloch. Noch eine Kuffhand Maschas und der Zug fuhr aus der Halle.

Mit unerschämtem Lachen erwiderte der Assessor die Kuffhand ins Blaue hinein und rief:

„Zahr' wohl, Vinschen! Auf Wiedersehen in Ostende!“

Bohrmann hatte Mühe, seine Thränen hinunterzuwürgen. Da aber die Herren sich ganz vergnügt dem Ausgang zuwandten, glaubte auch er unbefangen sein zu müssen und fragte:

„Warum nennen Sie die gnädige Frau Vinschen? Da sie Mascha genannt wird, bildete ich mir ein, sie wäre auf den Namen Marie getauft.“

„Sie fragen zu viel, Herr Bohrmann,“ sagte der Assessor mit freundlicher Feierlichkeit, während die drei anderen Herren lachend vorausgingen. „Es ist das ein kleines Familiengeheimnis. Sie hat einmal von einem würdigen Herrn den Beinamen Maschaline erhalten. Um Verwechslungen zu vermeiden und der Kürze wegen nenne ich sie nun, wenn wir allein sind oder in anderen epochemachenden Augenblicken, einfach Vinschen.“

Der Assessor schlug vor, den angebrochenen Nachmittag in einem Biergarten mit einem Trauerjalamander zu beschließen. Bohrmann aber entfernte sich mit einer ungeschickten Ausrede.

XVIII.

Berlin war für ihn durch Maschas Abreise zu einer unbewohnten Stadt geworden. Als nun endlich auch die Ferien kamen, da hätte er sich mehr der guten Gilde und den lieben Kindern widmen können. Noch in den Weihnachtsferien hatte er es so gehalten, daß er am Nachmittag seiner Frau und dem Fräulein Raymond einige Auftritte von Schiller vorlas und nachher seine Kinder auf der alten Seminaroline zu Weihnachtsliedern begleitete. Den Kindern war das immer eine Freude gewesen . . . eigentlich nur seinem Siegfried . . . und Gilde hörte ihn gerne vorlesen, wenn sie den Dichtertexten auch nicht so aufmerksam lauschte wie etwa das Fräulein Raymond.

Nur ein halbes Jahr war seitdem vergangen, aber sein Wesen hatte sich sehr verändert. Er hatte jetzt gern anstatt des großen Schiller sein eigenes Drama vorgelesen. Er empfand es als ein schlimmes Zeichen, daß ihm sein Werk so gut gefiel. Es war in ihm ein neuer Geist eingelehrt. Ein guter? Oder derselbe, der ihn in seinem Hause jetzt oft erschreckte, wenn Lenchen einen Gassenhauer nach Hause brachte und Gilde dazu lachte?

Es wurde lustiger um ihn, ja wohl. Er liebte die Lustigkeit grundsätzlich, besonders bei Frauen und Kindern. Luther pries solche Lustigkeit. Warum wurde ihm unbehaglich bei dem Gedanken, jetzt, wo ihm die Ferien Ruhe zum Denken schenkten?

Grade seitdem er selbst wie ein Beck gekleidet ging, schien ein anderer Geist ins Haus gefahren, ein Geist des Wohllebens, ja der Leppigkeit, als ob . . . ja, als ob er und seine Lieben erst jetzt angefangen hätten, Berliner zu sein. Daß es jeden Tag Kuchen gab, das hätte er kaum bemerkt. Aber Gilde war mit Lenchen bei gutem Wetter täglich aus, so daß Fräulein Raymond sich Siegfrieds wieder recht mütterlich annehmen mußte. Auf Bohrmanns Frage erwiderte Gilde immer kurz, sie wären im Freien gewesen, Lenchen sähe ja blaß genug aus, und eigentlich müßte ein Berliner Gemeindeführer eine kleine Bade-reise machen können. Kam sie abends spät nach Hause, so war sie immer bei ihrer Cousine Klunze gewesen. Einnmal mußte sie sogar in einem Gartenlokal dem Tanz zusehen haben, in einem sehr feinen Gartenlokal, das den Socialdemokraten zu ihren Versammlungen nicht zur Verfügung stand und wo nur Unteroffiziere vertehrten. Auch ein niedriges neues Kleidchen, das Lenchen jetzt am Wochentag trug, bemerkte Bohrmann, ebenso allerhand Puß an seiner Frau. Da er aber wegen seines eigenen Anzugs nicht viel gefragt

hatte, durfte er auch jetzt nicht drängen. Das hätte ja recht eigennützig ausgesehen.

So war er in diesen schönen Julitagen viel allein und konnte sich einmal für die Lehrerzeitung und für sein zweites Drama gehörig vorbereiten.

Von einem Kollegen, der allerdings ein Freigeist war, hatte er sich das Werk des berühmten Schriftstellers Gustav Freytag geliehen: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit.“ Ob er sich nachher für den Niebelungenhelden entschied oder für einen Hohenzollern, diese Studien konnten ihm nützen.

Sein erstes Drama „Das Hohe Lied“ schien ja einem Erfolge entgegenzugehen, aber den konnte es nur der Behandlung verdanken, nicht dem Stoff. Er hätte für sein zweites Drama nicht leicht wieder etwas aus dem Alten Testament erwählt. Nicht etwa, als ob ihm das Alte Testament nicht mehr heilig gewesen wäre, oder ob er gar für die Antisemiten viel übrig gehabt hätte; aber zeitgemäß. . . . Das war das richtige Wort. Zeitgemäß war ein Geld aus dem Alten Testament nicht mehr. Auch erfuhren patriotische Dramen mitunter hohe, allerhöchste Auszeichnungen. Wenn der allerhöchste Beschützer der Kunst solche Stoffe wünschte, so wollte und durfte auch Bohrmann nicht zurückbleiben. Einmal kaufte er sich sogar eine deutsche Uebersetzung der Edda in der billigen Reclam-Ausgabe für vierzig Pfennige.

Und noch eine Ferienarbeit hatte er zu leisten, eine liebe Arbeit.

Als er das letzte Mal in Maschas Boudoir gewesen war und sie vergessen hatte, über ihren Briefwechsel zu sprechen, hatte er sie daran erinnert.

„Wenn Sie es mir erlauben, meine holde Fee, so werde ich Ihnen alle Liebertage schreiben.“

Da sie nichts erwidert hatte, glaubte er sich gebunden und hielt gern Wort. Jeden zweiten Tag berichtete er, über sein Leben und über seine Studien. Jeder seiner Briefe war acht Seiten lang. Da er von seiner Liebe nicht sprechen durfte, wie er das selbstverständlich annahm, arbeitete er gewissenhaft kleine Aufsätze aus, Stimmungsbilder in altdeutschem Geschmaek, und freute sich, die Briefe oft seiner Frau oder seinen Kindern vorlesen zu können, bevor er sie absendete.

Die Studien und Dispositionen zu diesen Briefen nahmen den größten Teil seiner Zeit in Anspruch. Er war aber auch sonst nicht müßig. An den Aufsatz über das Verhältnis von Kirche und Schule wagte er sich freilich nicht gleich; aber die Anzeige der Relieftafel von Palästina hatte er glücklich bekommen. Er hatte weit ausgeholt, so daß es ein ganzer Artikel zu werden versprach. Von der Bedeutung der realen Wissenschaften für die Volksschule und besonders von der Bedeutung der Geographie wollte er sprechen; seine Erfahrungen aus der Dorfschulmeisterzeit hatte er zu Grunde gelegt. An die Geographie der Heimat, ja eigentlich an die Geographie des nächsten Kreises müsse man anknüpfen, wenn man die Kinder nicht unaufmerksam sehen wolle. Die Geographie des heiligen Landes werde niemals so recht Herzenseigentum der Kleinen werden, man müsse sie den höheren Schulen überlassen. Auch habe die Religion und selbst die biblische Geschichte nicht den erwarteten Vorteil von der Geographie des heiligen Landes. Bis dahin kam Bohrmann und unterbrach die Arbeit, weil da doch jedes Wort auf die Wagschale gelegt werden mußte. Erwartete man doch von ihm etwas ganz andres als eine Warnung vor allzubiel biblischer Geographie.

So weit war er und acht Briefe hatte er an Mascha geschrieben, als ihre erste Antwort eintraf. So recht eigentlich eine Antwort war es übrigens nicht. Zehn Zeilen, im Fluge geschrieben, in Maschas vernachlässigter Handschrift. Die Schweiz sei ein reizendes Land, die Berge hinreichend schön. Jetzt sei sie im Begriff, nach Ostende zu fahren, und von dort werde sie ordentlich und ausführlich berichten.

Bohrmann schenkte seinem Siegfried die Schweizer Briefmarke als Anfang einer Sammlung und legte das Briefchen zu seinen Seminarzeugnissen. Die nächsten Tage vermochte er nicht zu arbeiten. Der Duft des Briefes, dessen Umschlag er bei sich trug, verfolgte ihn und die Erinnerung an Maschas Küsse. Höchstens die „Edda“ konnte er lesen, weil er sie auch jetzt, zum zweitenmal, noch nicht recht verstand und ihren Inhalt nur dem Gedächtnis einprägen wollte.

Nach einer regnerischen Woche kam wieder ein heißer Tag und wieder ein Brief Maschas, diesmal mit einer belgischen Marke, aus Ostende. Der Briefträger hatte mit Gilde erst lange in der Küche verhandelt. Dann hatte Lenchen mit

einem netzischen Bachen „Batern“ das weitgerieste Schreiben gebracht.

Es klang fast wie ein Telegramm:

„Kommen Sie, mein lieber Hans. Reisen Sie sofort nach Empfang dieser Zeilen ab. Die Szekal will die Königin freiren, verlangt aber Aenderungen. Auch ich erwarte Sie mit Sehnsucht und Ungeduld.“

Mascha.“

Bohrmann begab sich in sein Arbeitszimmer, um die Unterschrift unbeachtet küssen zu können. Dann setzte er sich auf seinen Bettrand nieder und trat im Geiste die Reise an. In einer Droschke zur Bahn, in einem Schnellzuge viele, viele Stunden weit immer gen Westen, dann irgendwo zu Schiffe und unter schwellenden Segeln hinaus in die weiteste Ferne, unter fremde Völker, bei denen er unter einer andren Sonne irgendwo an einem tropischen Ufer landete, wo Mascha ihn begrüßte.

Lange blieb er so sitzen und träumte. Dann senkte er tief auf und ging hinaus in die Küche, um Gilde den Brief zu zeigen, wie man wohl einem Freunde einen kindischen Traum erzählt. Er war erstaunt, Gilde so früh am Vormittag zum Ausgehen bereit zu finden. Sie wisse schon, Mascha Lofe habe auch an sie geschrieben, Johannes solle sich nur rasch fertig machen, sie werde ihm seinen alten Rucksack packen und jetzt gleich unten beim Kaufmann nachsehen, wann der nächste Zug nach Ostende gehe.

Lachend vor Hoffnung und Unglauben wollte Bohrmann fragen: Was und wie? Da war sie schon fort. Bohrmann ging aufgeregt umher, er verschloß seinen Aufsatz über die Karte von Palästina, holte ihn gleich wieder hervor und legte ihn mit der Edda und einer Wilmersdorfer Badefreikarte zu recht. Dann erzählte er den Kindern von Ostende, von ganz fremden und ganz fernen Ländern und Völkern und ersand so merkwürdige Geschichten, daß er den Kindern wenigstens die Zeit vertrieb. Seine eigne Aufregung ließ nicht nach. Was hatte nur Gilde? Wie dachte sie sich das? Wie konnte ein armer Lehrer eine so fürstliche Reise machen?

Erhißt und vergnügt kam Gilde wieder. Aus ihrer Markttasche langte sie ein neues Portemonnaie hervor und legte daraus sechs blanke Hundertmarktscheine auf den Tisch.

„Du siehst, Du kannst reisen.“

Und weiter legte sie auf den Tisch: ein Paar baumwollene Handschuhe für den Reisenden und eine Düte Konjett für die Kinder.

„Meine liebe Gilde,“ sagte Bohrmann und konnte mir stammeln vor Aufregung. „Du mußt mir sagen . . . Du mußt mir überhaupt endlich sagen . . . woher . . . wie Du zu dem vielen Gelde kommst.“

„Ach, laß doch, Johannes. Verdirb uns doch die Freude nicht.“

„Nein, meine liebe Gilde. Ich bin . . . der Herr . . . dieses schlichten Lehrers. Und ich darf nichts Unklares darin dulden. Und nun keine Heimlichkeiten mehr! Ich fühle zu oft Heimlichkeiten um mich her. Wie bin ich zu meinem kostbaren Anzuge gekommen? Von der prunkvollen Wäsche gar nicht zu reden. Abgespart kannst Du es Dir nicht haben, denn wir führen seit Wochen ein Wohlleben . . . weit über unsren Stand. Wer hat den Prunk bezahlt? Woher kommt dieses . . . dieses heidenmäßig viele Geld?“

Lenchen blickte mit großen Augen erwartungsvoll auf Mama.

„Du bist wirklich langweilig, Johannes. Du gönnst einem nicht das kleinste Vergnügen. Na ja, wenn Du es auch verboten hast, . . . also . . . ich habe wieder in der Lotterie gespielt. Ein Zehntel nur. Ein Viertel zusammen mit Klunzes und mit der Waschfrau aus unsrer früheren Wohnung. Du kannst sie alle fragen, und jetzt haben wir endlich eine gute Nummer. Das ist alles.“

Mit erhobenem Haupte, mit gerunzelter Stirne ging Bohrmann auf und nieder.

„Ei, ei, mein liebes Kind! Das Spiel ist unter allen Umständen eine sträfliche Leidenschaft. Durch Verluste mußte jeder Spieler gebessert werden. Es ist eigentlich zu bedauern, daß Du Glück gehabt hast.“

Siegfried hatte, von Lenchen angesteckt, ebenfalls die Mama angestarrt und fing jetzt zu weinen an, als der Papa ein so ernstes Gesicht machte. Da rief Bohrmann, und seine Stimme verwandelte sich:

„Es ist ja nicht wahr, Kinder! Mein Label . . . Gilde, meine gute Gilde, ich bin ja nicht böse. Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Reisen! So weit! Siegfried!

Denk nur! Unter ganz fremde Völker! Auch Neger sieht man in Ostende und Indien und noch fremdere Völker, das heißt, meine gute Gilde . . . Du entbehrt so viel um meinwillen. Meinst Du wirklich, ich könnte das beantworten? Kinder, Ihr müßt nicht glauben, ich wolle deshalb reisen, weil ich mich so fürchtbar freue! Aber ich soll doch Aenderungen machen!"

Er schweig einen Augenblick still und blickte beschämt nieder. Dann fuhr er fort:

"Sag ehrlich, Gilde, glaubst Du, daß ich es beantworten kann? Vielleicht ist es nicht notwendig. Vielleicht thue ich es nur . . . weil Mascha Lofe es für richtig hält. Ehrlich! Du mußt nämlich wissen, das ist nicht wie ein Ausflug nach Potsdam. Ich weiß ja nicht wie viel, aber es muß fürchtbar viel kosten."

"Du bist ein Narr, Johannes. Du wirst auf der Stelle thun, was ich Dir sage. Das Geld ist gefundenes Geld. Wir müssen uns auch einmal etwas gönnen. Sparen ist für die Kaa, und wenn der Himmel einstürzt, kriegen wir alle blaue Nachtmägen. Wir teilen das Geld einfach. Für meine Hälfte besorge ich uns die Plüschgarnitur, die wir uns schon so lange wünschen. Mit der andren Hälfte fährst Du nach Ostende."

"Nein, Gilde, das kann ich nicht beantworten. Auch wäre es zu viel. In wenigen Tagen bin ich wieder daheim, und da kann ich doch nicht so viel Geld verbrauchen."

"Das verstehst Du nicht, Johannes. Die andre Hälfte aber behalte ich doch. Solltest Du nicht auskommen, so mußt Du eben zusehen. Retourbillet nimmst Du nicht. Sie werden Dich schon wieder nach Hause schicken. Wegen der Schule. Und dann werdet ihr in acht Tagen genug von einander haben. Wer an Brot gewöhnt ist, kommt wieder."

"Du glaubst also wirklich, Gilde . . . aber dann wäre es auch die höchste Zeit . . . Kinder, Gilde, verachtet mich nicht! Ich nehme das Opfer an. Ich bin zu glücklich!"

"Geh noch einmal zum Kaufmann. Er hatte vorhin nicht Zeit genug. Er soll auch nachsehen, wie viel der billigere Zug kostet."

Bohrmann ging hinaus, kam aber im nächsten Augenblicke wieder.

"Gilde," sagte er bestürzt, "mein bißchen Französisch wird nicht reichen."

"Nagenspaß! Die Kieken kann wahrscheinlich gar nicht Französisch. So geh doch nur."

"Weißt Du was, Gilde, ich habe noch das kleine französische Handbuch, vom Seminar her. Das nehme ich mit. Es stehen Konversationen darin."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Kaiserrede aus dem römischen Reichsanzeiger.

Das Zeitungswesen gilt für eine Errungenschaft der Neuzeit und mit Recht, da ja im wesentlichen erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst regelmäßig erscheinende Zusammenfassungen interessanter Tagesereignisse allmählich auf der Bildfläche erschienen sind, und erst im Laufe des verfloffenen Jahrhunderts die Tagespresse die gewaltige Entfaltung angenommen hat, zu der sie gegenwärtig gelangt ist. Jener Satz erleidet aber doch wenigstens eine Einschränkung, insofern thatsächlich schon beinahe anderthalb Jahrtausende, bevor Gutenberg durch die Herstellung der beweglichen Lettern mechanische Vervielfältigung von Geschriebenem in großem Umfange erst möglich machte, eine tägliche Zeitung herausgekommen und jahrhundertlang ununterbrochen erschienen ist. Es sind das die *acta diurna* („tägliche Geschriebnisse“), die Staatszeitung des römischen Reichs, die seit Julius Cäsar täglich erschien. Seiner Anordnung zufolge wurde sie auf einem öffentlichen Plage aufgestellt, wo sie gelesen und abgeschrieben werden konnte. Die Vervielfältigung geschah in der Weise, daß berufsmäßige Schreiber so viel Kopien machten, als sie Abonementen besaßen, denen dann ihre Exemplare bis in die entlegensten Teile des Reichs zugesandt wurden; von dem berühmten Redner Cicero z. B. hören wir in seinem Briefwechsel, daß er während seiner Statthaltertschaft über die kleinasiatische Landschaft Cilicien im Jahre 51 v. Chr. regelmäßig die Staatszeitung zugesandt erhielt. Dieser originale Reichsanzeiger enthielt seit dem Untergang der Republik vor allem Berichte über Vorgänge in der kaiserlichen Familie, die Geburten, Todesfälle, Leichenbegängnisse, Reisen usw., von politischen Dingen, was man der Öffentlichkeit zu übergeben für gut befand, hauptsächlich kaiserliche Verordnungen, Beschlüsse und Reden im Senat, Maßregeln der hohen Beamten, Kriegsthaten der kaiserlichen Generale, Gerichtsverhandlungen, Dauten, dann aber auch Vorgänge in den Kreisen der oberen Zehntausend, wie Geburts-, Heirats-, Ehescheidungs- und Todesanzeigen. Ueber

die Senatsverhandlungen konnte die Staatszeitung ausführliche Berichte bringen, weil dieselben seit Cäsars erstem Konsulat (69 v. Chr.) vollständig protokolliert wurden und zwar vermittelst einer eigentümlichen Kurzschrift, die um jene Zeit erfunden wurde. Das sind die sogenannten tironischen Noten, die also heißen nach ihrem Erfinder, einem Freigelassenen des Cicero, Namens Tiro. Von den heutigen Stenographien unterschied sich dessen erst neuerdings genauer erforschtes System grundsätzlich vor allem dadurch, daß, während bei jenen, auch in der Debattenschrift, nur solche Bruchteile des Gesprochenen weggelassen werden, die aus dem Zusammenhang ohne weiteres und mit Notwendigkeit zu ergänzen sind, bei dem antiken Verfahren Tiros zahlreiche Worte einfach fortbleiben, andre nur mit den Anfangsbuchstaben angedeutet werden, wobei die Wiederherstellung des Gesagten nur durch Zuhilfenahme des Gedächtnisses möglich ist. Obwohl aber demgemäß die tironischen Noten bei weitem nicht so untrüglich waren wie die heutigen stenographischen Systeme, so haben sie doch ihren Zweck erfüllt, und während der ganzen Kaiserzeit, so lange der Senat noch regelmäßig tagte, dazu gedient, seine Verhandlungen in vollständiger Wiedergabe schriftlich zu fixieren. Aus diesem offiziellen Protokoll wurden solche Teile, die die kaiserliche Regierung zur allgemeinen Kenntnis zu bringen wünschte, in der Staatszeitung veröffentlicht.

Während uns nun im übrigen aus dem Inhalt der Hunderte von Jahrgängen des römischen Reichsanzeigers nur hier und dort vereinzelte Notizen direkt erhalten sind, findet sich aus seinen Berichten über die Senatsverhandlungen eine Anzahl größerer Bruchstücke wiedergegeben in einer sonst zum großen Teil recht minderwertigen Sammlung von Kaiserbiographien, einem Verfallsprodukt, das der Zeit des Diokletian (gegen 300 n. Chr.) angehört. Sittengeschichtlich wohl der interessanteste unter diesen Berichten ist einer aus der Zeit des Kaisers Alexander Severus (222—235 n. Chr.), in dem der grauenhafte Verfall der römischen Welt zum abstoßenden Ausdruck gelangt und durch eine kurze Scene klarer veranschaulicht wird, als es langatmige Auseinandersetzungen vermögen. Die Zeiten der Julier und Flavier, unter denen die bekannnten Namen Cäsar, Augustus, Tiberius, Caligula, Nero, Domitian besonders hervorspringen, waren längst vorbei. Der sogenannten glücklichen Zeit des Kaiserreichs (96—180 n. Chr.), als die Cäsaren Nerva, Trajan, Hadrian und die beiden Antonine, Antoninus Pius und Marc Aurel, zwar beim besten Willen keineswegs dem allgemeinen Verfall im Innern und nach Außen hatten Einhalt gebieten können, wohl aber als ehrenhafte und einsichtige Persönlichkeiten die vorhandenen und nicht zu beseitigenden Uebel nicht noch durch verbrecherische oder wahnsinnige Despotenlaunen verschlimmerten, sondern nach Kräften gemildert hatten, dieser entschwundenen Zeiten gedachte man nur mit wehmütiger Sehnsucht. Mit Marc Aurels entarteten Sohn Commodus brach die Epoche der Soldatenkaiser an, in der die zügellosen Regimenter der Prätorianergarde nach ihrem Belieben Kaiser ein- und absetzten. Schon waren die Prätorianer so weit gegangen, gegen einen Preis von 5000 Mark pro Kopf dem reichen Didius Julianus die Herrschaft zuzuschlagen (28. März 193), und selbst der Kaiser Septimius Severus, der noch zu den besseren gerechnet wird, hatte auf dem Sterebett seinen Söhnen und Nachfolgerin Caracalla und Geta außer dem Nat. einträchtig zu herrschen, die Regierungsmaxime aus Herz gelegt: „Verleiht die Soldaten, alle andern verachtet.“ Vier Jahre lang (218—222) hatte der Syrier Elagabal mit den tollsten Ausschweifungen — sein Geliebter Hierocles führte den offiziellen Titel „Gatte des Kaisers“ — den Thron der Cäsaren geschändet, bis es sogar den Prätorianern zuviel wurde und sie ihn, als er seinem zum Mitregenten erhobenen 17-jährigen Vetter Alexander Severus nach dem Leben trachtete, stürzten und ermordeten; der junge Alexander, der einen vortrefflichen Charakter und hohe Bildung, aber nicht viel Energie besaß, wurde Kaiser (10. März 222). Bei all diesen Militärrevolutionen hatte der Reichsrat oder das Herrenhaus Roms, der Senat, den fünf Jahrhunderte früher ein griechischer Staatsmann eine Versammlung von Königen nannte, und der damals in Gemeinschaft mit der Volksversammlung und den von ihr gewählten Beamten die Republik regierte, nur insoweit mitgewirkt, als er den ohne ihn getroffenen Entschluß der Soldaten nachträglich sanktionierte, dem gestürzten Kaiser noch hinterher einen Fußtritt versetzte und den neuen mit allen Ehrenbezeugungen, die kriegerische Schmeichelei erfinden kann, überhäufte, alles, was er that, und wenn es die schlimmsten Verbrechen waren, edel, weise und bewundernswürdig fand und in der ekelhaftesten Weise vor ihm auf dem Bauch rutschte, um ihn alsbald im Stich zu lassen und zu verdammen, wenn es mit seiner Herrlichkeit zu Ende ging. Wie diese Adels-Versammlung das Handwerk des Byzantinismus betrieb, davon giebt den besten Begriff der folgende Bericht der *acta diurna* über die Senatssitung vom 6. März 223 n. Chr., in der die Senatoren dem jungen Kaiser antrugen, sich nach den berühmten Kaisern des zweiten Jahrhunderts Antoninus zu nennen, auch sich in einer Weise geberden, die wie eine Karikatur auf das Treiben unrer heutigen Byzantiner und *Purra*-Hochschreier ammutet. Recht sympathisch ist das Auftreten des Kaisers, wie er offiziell hieß, Aurelius Alexander Cäsar Augustus, der trotz seiner achtzehn Jahre sich nicht von der Schmeichelei die Sinne unnebeln läßt, sondern bescheiden und frei von aller Großsprecherei die ihm angebotene Ehrung zurückweist.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Die Seesalz-Fabrikation auf Sicilien reicht ins Jahr 1507 zurück, als der ganze Strand von Mariala bis Trapani dafür freigegeben wurde. Heute liegen dort 45 Salzwerke, die sich im Privatbesitz befinden und für private Rechnung arbeiten, da das italienische Salzmonopol sich auf Sicilien nicht erstreckt. Das Produktionsverfahren, das zwar primitiv ist, aber doch gute Erträge liefert, ist nach dem „Globus“ folgendes: Das Seewasser wird durch eine Reihe von Pfannen, in die es durch Windmühlen hineingehoben wird, hindurchgeleitet, bis es durch die Verdunstung 30 bis 40 Proz. Salzgehalt gewonnen hat. Hierauf spart man es bis zur geeigneten Jahreszeit auf und entfernt dann das Wasser völlig. Das Salz wird demnächst in kleinen Haufen in der Pfanne gesammelt und muß 24 Stunden trocknen, worauf man es herausnimmt und zu großen, über 300 Tonnen fassenden Haufen für den Versand fertig aufschichtet. Die erwähnten Pfannen sind etwa 90 Quadratfuß groß und 15 Zoll tief, der Boden besteht aus Sand. Trodenes, klares Wetter und ein leichter Wind — Bedingungen, wie sie namentlich von Juli bis September anhalten — sind der Salzfabrikation am günstigsten. Das Salz, das in drei Qualitäten gewonnen wird, geht nach Skandinavien, Kanada und den Vereinigten Staaten und andern Ländern mit großer Salzschmelz-Industrie. Die Gesamtproduktion dürfte 200000 Tonnen im Jahre betragen; davon wurden 1900 über Trapani 107566 Tonnen im Wert von rund 538000 M. exportiert.

Völkerverkehr.

— Sprichwörter der Baschamba. In den Nachr. aus der ostafrikanischen Mission giebt der Missionar Johannsen in Hohenfriedberg (Hambura-Deutsch-Ostafrika) Beispiele von Sprichwörtern der Baschamba, die er eigens sammeln läßt. Eine große Anzahl sind der Beobachtung des Tierlebens entnommen. „Du bist ein Geier, einen Hahnenschwanz bekommst Du nie“, ruft der Baschamba jemand zu, der empfangene Gastlichkeit mit knauserndem Benehmen bei einer Gelegenheit, sich erkenntlich zu erweisen, vergißt. „Ein Vogel, der viel Lärm macht, hat gewiß kein Nest.“ „Ein rändiges Schaf hält sich nicht zur Herde.“ „Eine Ziege, die tapfer schreit, wird vom Hirten nicht auf der Weide vergessen.“ „Der Nachschmetterling läßt sich nicht vom Feuer wegsehen.“ Vom linderreichen Hansvater heißt es: „Einem Elefanten wird sein Reichthum (sein Elfenbein) nicht zu schwer.“ Aus der Beobachtung der Vorkommnisse des täglichen Lebens oder der Natur sind folgende Sprichwörter geschöpft: „Wer im Prozeß einen Bürger hat, dem braucht das Herz nicht zu klopfen.“ „Wer mit einem Freunde lebt, der geht nicht zu Grunde.“ „Friede im eignen Heim ist die Bedingung für guten Fortgang der Arbeit.“ „Der Schild, den Du erst am Tage der Schlacht in Ordnung bringst, hält nicht.“ „Deinem guten Freund giebst Du den Rat: „Rehre rechtzeitig heim.“ „Was Leiden heißt, versteht nur, wer bei Kranken die Nacht zubringt.“ „Wer noch einen Vater hat, wird zweimal satt.“ „Ein weises Kind hält sich zum Vater.“ „Wer selbst abgerissene Kleider getragen hat, schenkt einem Armen auch gern ein neues Gewand.“ „Auf zwei Wissen ist der Mund nicht eingerichtet (nämlich sie gleichzeitig zu essen).“ „Wer einen Höder hat, sieht nur den seines Nächsten, den eigenen sieht er nicht.“ „Die Lüge gleicht dem Monde: so sehr er vor der Sonne flieht, wird er schließlich doch von ihr beschienen.“ „Wer den Durst wirklich löschen will, muß sich zur Quelle selber niederbeugen.“ „Bei einem treuen Hirten hält sich das Vieh zusammen.“ „Wenn du auf den Panther schiffst, so schilt auch auf den Hirten.“ „Ein Hirte hat keine Zeit für ein Festessen.“ „Ein Hirte läßt auch den Abfall (das gefallene Stiel) nicht liegen.“ „Wenn du an der Kartoffel das Feuer sparen willst, wird sie dir nur spärlich Mahl geben.“

Geologisches.

— Der Gebirgsdruck beim Kohlen-Bergbau in großen Tiefen. Eine mit der Zeit immer größer werdende Gefahr im Bergbau beirath Vergant Bernhardt in der „Zeitschrift des Oberbair. Berg- und Hüttenw. Ver.“ — Es handelt sich um die unregelmäßigen, mit der Tiefe des Abbaues eintretenden Drucksteigerungen. Sobald die durch den fortschreitenden Abbau entblößte Fläche eine gewisse Größe erreicht hat, bricht ein halbkugelig- oder glodenförmiger Körper in den Hohlraum ein und es entsteht über diesem Einbruch ein anderer nach oben zu gewölbter Hohlraum, welcher um die Auflockerung des eingestürzten Gebirges kleiner ist als der erst vorhandene Hohlraum. Ueber Lage ist keine Spur einer Senkung zu bemerken, da das Nachbargebirge die Decke hält, aber in den weiter unten abgebauten Flözen regen sich die unheimlichen, nicht meßbaren und nur in ihren Folgen erkennbaren Druck- und Spannungskräfte. Die schmal getriebenen Strecken werden breit, ganze mächtige Kohlenbänke brechen, ohne vorher auch nur ein Zeichen zu geben, ein. Die Zimmerung wird zerdrückt, man erkeht sie durch neues Holz, und dieses neue Holz bricht bald wieder. Die Bremschachtpfeiler halten nicht mehr und müssen aufgegeben werden, ganze Bauabteilungen, deren Strecken zu breit ausgefahren sind, oder deren Pfeiler allmählich zu schwach geworden sind, müssen verlassen werden, und wehe dem Schacht, dessen Sicherheitspfeiler zu sehr geschwächt sind. Dazu tritt die Gefahr des Grubenbrandes. Daß solche unter großem Druck befindliche und schließlich zerdrückte Kohlenpfeiler

sehr große Neigung zur Selbstentzündung haben, ist nach der Theorie unzweifelhaft und wird auch durch die allgemeine Erfahrung bestätigt.

Wie diesen Gefahren zu begegnen ist, das wird durch viele Erfahrungen erkaufte werden müssen. Klar ist zunächst, daß kleinere Abbauflächen in großen Tiefen die Oberfläche gar nicht oder nur ganz unmerkbar in Mitleidenschaft ziehen werden. Große ununterbrochene Abbauflächen bilden aber in großen Tiefen eine ungeheure Gefahr, die leicht zu Katastrophen führen kann. Ob man sich diesen Verhältnissen gegenüber zur ganzen oder teilweisen Einführung von Verarbeitbarkeit oder zur Opferung größerer Kohlenpfeiler zweckmäßigerweise entschließen wird, das ist eine Frage der Deconomie, d. h. hauptsächlich der Kohlenpreise. Gänzlich ohne Erfahrungen sind wir aber noch über die Folgen des Abbaus mehrerer dicht über einander liegenden Flöze in großen Tiefen. Es ist möglich, daß der Abbau des zweiten Flözes, wenn er nicht zu schnell hinter dem Abbau des ersten Flözes folgt, d. h. wenn er die vollständige Veruhigung des ersten Abbaus abwartet, unter wesentlich günstigeren Bedingungen, d. h. ohne Stodenbildung, verlaufen wird. Dafür wird aber die Gefahr der brandigen Wetter größer. — („Tech. Wsch.“)

Humoristisches.

— Die Kritiker. „Meinen Sie nicht auch? der zweite Akt war total überflüssig.“ „Und der erste hätte müssen gestrichen werden.“ „Den dritten Akt, der jetzt kommt, kann man sich so denken.“ „Was soll also dann noch der vierte?“ — „Gestörte Disposition. Rose (entsetzt in das Zimmer stürzend): „Gnädige Frau, das Unglück! Das gnädige Fräulein ist mit dem Kutsher Jean durchgegangen!“ Baronin: „O, fatal! — gerade jetzt, wo ich ausfahren wollte!“ — „Abhilfe. Karl: „Mutter, im Milcheimer ist eine tote Maus.“ Mutter: „Nun, hast Du sie herausgenommen?“ Karl: „Nein, aber ich habe die Kage hineingeworfen.“ — („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Shakespeares Drama „Der Kaufmann von Venedig“ wird demnächst im Deutschen Theater mit Max Reinhardt als Shylock und Louise Dumont als Portia in Scene gehen. — Eugen Pansa vom Residenz-Theater wird sich mit Ablauf dieser Spielzeit ins Privatleben zurückziehen. — Der alademisch-literarische Verein plant eine Aufführung von Byron's „Sardanapal“ in der Uebersetzung von Josef Kainz. — „Schall und Rauch“ veranstaltet am 9. April im Künstlerhaufe eine Wiederholung der heiteren Künstlerabende. Aufgeführt wird diesmal wieder die gesamte Carlos-Parodie mit ihren vier Theilen (die alte, die realistische, die secessionistische Scene und der Ueberbreit-Carlos). — Zum Studium der Berliner Museen wird der Pariser Gemeinderat eine Abordnung nach Berlin entsenden. — Der Deutsche Buchgewerbe-Verein zu Leipzig hat eine internationale Ausstellung von Künstler-Lithographien, die ein umfassendes Bild von der Gesamtentwicklung der künstlerischen Original-Lithographie bietet, veranstaltet. Die Ausstellung dauert bis zum 23. April. — Der Verein für dekorative Kunst und Kunstgewerbe, Stuttgart, veranstaltet ein Preisausschreiben. Gefordert wird: Ein farbiger Entwurf in 1/10 natürlicher Größe zu einer Polstermöbelpartitur für einen Salon (Wegzug mit Aufsäharbeit) in Hand oder Maschinenstickerei, bestehend in einem Sofa, einem Pantenil und einem Stuhl. Details der Aufsäharbeit in natürlicher Größe mit Farbenangabe. 1. Preis 200 M., 2. Preis 150 M., 3. Preis 100 M. Nähere Bedingungen sind kostenlos vom Sekretariat des Vereins für dekorative Kunst und Kunstgewerbe, Stuttgart, Olgastraße 31, zu beziehen. — Zwei medizinische Kongresse bringt der April in Berlin. Vom 10. bis 13. April n. M. tagt im Langenbeckhause der 30. Chirurgenkongreß. Vom 16. bis 19. folgt im Architektenhause der 19. Kongreß für innere Medizin. Es wird damit eine Ausstellung verbunden, welche die modernen Hilfsmittel der medizinischen Diagnostik umfassen soll. — Der „Verein Deutscher Gerber“ erläßt ein Preisausschreiben folgenden Inhalts: „Wie können am einfachsten und wirksamsten die Abwässer der Gerbereien unschädlich gemacht und geklärt werden, so daß sie bei Einführung in die öffentlichen Bäche und Zulaufe den Anforderungen der Behörden entsprechen, unter Beifügung der erforderlichen Zeichnungen mit Beschreibung und Angabe der Bau- und Betriebskosten?“ — Festgesetzt für diese Arbeit ist als erster Preis 1000 M., als zweiter 600 M. und als dritter 300 M. Die Bedingungen sind von genanntem Verein, Berlin C., Rathausstr. 1, kostenlos erhältlich. — Den Ertrag des Werks „Wie Leo Tolstoj lebt und arbeitet“ wollte sein Verfasser Jhergejento zu einem Stipendium verwenden, das den Namen Tolstoj tragen sollte. Das russische Ministerium verweigerte die Genehmigung für die Stiftung. —